

#### 4. Sonntag der Osterzeit (Jahr A)

St. Pantaleon 13.04.08

Liebe Schwestern und Brüder,

Jesus Christus, unser Herr, ist, wie wir alle gut wissen, wahrer Gott und wahrer Mensch. Als Gott hat er sich durch die Wunder ausgewiesen, die er zahlreich gewirkt hat, zuletzt durch seine Auferstehung von den Toten. Durch seine Wundertätigkeit hat Jesus tatsächlich unter Beweis gestellt, dass er über der Natur steht. Sofortige Heilungen schwerwiegender Krankheiten ohne Verwendung jeglicher Medizin, Totenerweckungen, Speisung von über 15.000 Menschen mit nur ein paar Broten und ein paar Fischen ... . So etwas kann nur Gott, denn nur Gott steht über der Natur. Nachdem Jesus einen Blindgeborenen geheilt hatte, sagten die Menschen zu recht: *„Noch nie hat man gehört, dass jemand die Augen eines Blindgeborenen geöffnet hat“* (Joh 9, 32) . Und sie fügten prompt hinzu: *„Wenn dieser Mensch nicht von Gott wäre, dann hätte er gewiss nichts ausrichten können“* (Joh 9, 33). Diese einfache Menschen haben spontan erkannt, was wir soeben gesagt haben, nämlich dass nur Gott über der Natur steht. Denn die Natur ist das Werk der Schöpfung, und der Schöpfer ist nur Gott. Gott steht übrigens wohl über der Natur, deshalb kann er Wunder wirken, doch er handelt niemals gegen die Natur, denn das hieße, er würde sich selber widersprechen, er würde sein Werk selber zunichte machen. Und das tut Gott nicht, denn wie Benedikt XVI. sich in seiner Regensburger Vorlesung meisterhaft präzise geäußert hat: *„Vernunftwidrig zu handeln, ist Gott zuwider“* (Verlautbarungen Nr. 174, S. 75). Zwar gehört nicht zum Thema unserer heutigen Predigt, über die Natur des Menschen zu sprechen, die jüngste Entscheidung des Bundestages über die embryonalen Stammzellen vorgestern zwingt mich aber dazu, doch einiges, wenn auch nur kurz und sozusagen aus dem Stehgreif, darüber zu sagen. Was geschieht, wenn der Mensch sich anmaßt, gegen die Natur zu handeln? Zum einen macht er sich zu Gott, denn nur Gott steht über der Natur, zum anderen aber setzt er sich sogar über Gott, denn – gegen die Natur handeln, tut nicht einmal Gott. Meine lieben Schwestern und Brüder, eins dürfen wir niemals aus den Augen verlieren: wer sich zum Schöpfer macht, hat den Weg des Menschen verlassen. Der Mensch ist nicht der Schöpfer. Den Schöpfer zu spielen, ist auf alle Fälle eine der größten Sünden. Dass der Mensch, der so etwas wagt, von Gott nicht gleich vernichtet wird, ist übrigens kein Beweis dafür, dass es keinen Gott gäbe, bzw. dass der Mensch Gott übertrumpft hätte, ihm sozusagen „eins ausgewischt“ hätte. Nein, das ist es nicht, das zeigt vielmehr, dass Gott grundsätzlich keine Gewalt anwendet, um das Böse zu vermeiden. Und warum tut Gott dies? Warum nimmt Gott dem Verbrecher die

Freiheit zum Bösen nicht weg?, dann gäbe es kein Verbrechen auf Erden! Ja, aber dann gäbe es keinen Menschen mehr! Denn gerade die Freiheit macht den Menschen aus. Und darum nimmt Gott dem Menschen die Freiheit nicht weg. Täte er dies, würde er vernunftwidrig handeln, und das ist, wie wir inzwischen gut wissen, „*Gott zuwider*“. Und weil es so ist, so sind die Übertretungen von Menschen gegen die Natur etwa im Bereich der embryonalen Stammzellen – ich wiederhole es - kein Beweis dafür, dass Gott ohnmächtig vor dem Vorpreschen des Menschen geworden wäre. Denn selbst beim Missbrauch seiner Freiheit zeigt der Mensch ungewollt seine Abhängigkeit von Gott, denn die Kraft, mit der er sein widernatürliches Ansinnen verwirklicht, hat er sich nicht selber gegeben, sie ist ihm von Gott gegeben. Nur: er missbraucht sie. Dass dies ihm zum Verhängnis wird, das zeigt die Geschichte zuhauf. Auch die Geschichte unserer Tage. Kann nicht sein, dass das Unbehagen unserer Welt wie auch die unzähligen Verbrechen und die allorts spürbare Dekadenz des Geistes damit einhergehen, dass der Mensch den Schöpfer spielen will, ja dass er sich anmaßt, über ihm zu stehen? „*Gott allein sollst du anbeten*“ (vgl. Lk 4, 10), heißt es in der Hl. Schrift. Wer sich aber selbst anbetet, bei dem geht der Schuss garantiert nach hinten los. Wer sich zum Gott erhebt, lebt nicht in der Wahrheit und ist deshalb nicht frei. Denn allein die Wahrheit ist es, was uns frei macht (vgl. Joh 8, 32). Wir beten heute, dass unsere Politiker endlich begreifen, dass sie nicht über die Schöpfung verfügen dürfen. Tun Sie das aber, dann haben sie uns was ganz Schlimmes und Zerstörerisches eingebrockt.

Jesus Christus, sagten wir am Anfang unserer heutigen Predigt, ist wahrer Gott und wahrer Mensch. Seine Gottheit hat er durch seine Wunder bezeugt – nur Gott vermag es, über der Natur zu stehen, sagten wir - , seine Menschheit aber war unmittelbarer zu spüren, sie war offensichtlich, sie sprang geradezu in die Augen. Ja, meine lieben Schwestern und Brüder, das muss man Jesus lassen: er war – er ist! – menschlich, sehr menschlich. Jesus Christus war ein Freund der Menschen! „*Ich habe euch Freunde genannt*“ (Joh 15, 15), „*Ihr seid meine Freunde*“ (Joh 15, 14), sagte er zu seinen Jüngern wörtlich. Seine Liebe zu den Seinen war echt, kam aus dem Herzen, darum war sie so ansteckend frisch. Jesus war einer, der sich über die Freunde freute. Er hatte Freude am Geben, was übrigens eine der schönsten Dimensionen der Liebe ist. Er „*ging umher, tat Gutes und heilte alle*“, sagt über ihn die Apostelgeschichte (Apg 10, 38). Eine Kraft ging aus ihm heraus, die die Menschen in seinen Bann zog. Diese Kraft war eben die Liebe, die er im Herzen trug und sich in menschlicher Zuneigung nach außen zeigte. „*Gott ist die Liebe*“, sagt Johannes (1 Joh 4, 8). Diese Liebe brodelte in seinem Herzen, ja sie glühte in seiner ganzen Person. Wenn er über die Liebe predigte, predigte im Grunde über sich selbst. Jesus sprach immer aus dem Überfluss des Herzens. Er lebte, was er

lehrte, und er lehrte es, weil er es lebte. Mit anderen Worten: er war echt, und die Echtheit zieht unbändig an. Die Menschen liefen zu ihm in Scharen, weil sie sich bei ihm angenommen und geliebt fühlten.

Jesus Christus liebte aus der Mitte seines Seins heraus. Er und die Liebe waren eins. Und darum hat Jesus zeit seines Lebens nichts anderes getan, als zu lieben. Kein Wunder also dass die Liebe das Hauptstück der Botschaft Jesu ist, der Kern seiner Vision für die Welt. Das wussten die Jünger, darum waren sie gar nicht erstaunt, als Jesus beim Letzten Abendmahl ihnen das neue Gebot verkündete: „*Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben*“ (Joh 13, 34). Da haben wir es schwarz auf weiß: Christ sein, heißt lieben. Daran geht kein Weg vorbei. Und damit kein einziger Christ irgendwann im Laufe der Geschichte auf den Gedanken kommen könnte, Jesus hätte mit der Formulierung des neuen Gebots lediglich etwas Nettes gesagt, etwas zwar Schönes, doch im Grunde Unverbindliches, präziserte er seine Aussage mit einem Zusatz, der an Schönheit aber auch an Konkretheit wirklich nichts zu wünschen übrig lässt. Er sagte wörtlich: „*Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt*“ (Joh 13, 35). Das ist aber superdeutlich, meinen Sie nicht? Die Jünger Jesu, die Christen also, Sie und ich, wir sollen uns - auf dem Markt der Möglichkeiten unserer Gesellschaft - durch die Liebe auszeichnen. Christentum ohne Liebe gibt es offensichtlich gar nicht. Das wäre ein Widerspruch sondergleichen.

„*Wie ich euch geliebt habe, sollt ihr einander lieben*“ (Joh 13, 34), sagt der Herr. Die Frage ist: wie hat Jesus Christus uns geliebt? Die Antwort auf diese wirklich weichenstellende Frage gibt uns das II. Vatikanische Konzil. In der Dogmatischen Konstitution über die Kirche „*Lumen Gentium*“ heißt es unter Nr. 9 wörtlich: „*Gott hat es aber gefallen, die Menschen nicht einzeln, unabhängig von aller wechselseitigen Verbindung, zu heiligen und zu retten, sondern sie zu einem Volke zu machen* (LG 9). Mit anderen Worten: Weil Jesus uns alle liebt, will er uns alle zusammen haben. Und er bringt uns in der Tat zusammen. Dieser Zusammenschluss war im Alten Bund das Volk Israel, heute ist es die Kirche. Die Kirche ist somit der Ort, in dem wir zum einen die Liebe Gottes persönlich erfahren, zum anderen aber die Aufforderung spüren, die anderen zu lieben, die von Gott ebenso persönlich geliebt werden. Die Kirche ist also vom Grund auf ein Ort der Liebe. Der Sinn der Kirche ist Liebe erfahren und Liebe schenken. Eine Kirche ohne Liebe wäre wie ein Luftballon ohne Luft, wie ein See ohne Wasser. Eine Kirche ohne Liebe wäre nicht die Kirche Jesu Christi.

Unter Verwendung des Bildes eines Schafstalls und seines Hirten erklärt Jesus uns heute im Evangelium der Hl. Messe, wie er sich die Kirche vorstellt. Wir sind sehr interessiert, es zu erfahren und nähern uns dem Bild mit dem ehrlichen Wunsch, in ihm manche Elemente der Kirche ausfindig zu machen, wie Gott sie haben will. Was sehen wir in dem Bilde? Wir sehen einen Hirten und eine ganze Menge Schafe. Und was fällt uns auf, wenn wir uns dort im Stall umschauen? Mir fällt auf, dass die Schafe durch die Bank offenbar alle zufrieden sind. Sie sind zumindest nicht nervös, blöken nicht ungebührlich, sind friedlich. Offenbar fühlen sie sich wohl im Stall. Sie kennen sich alle untereinander und scheinbar mögen sie sich auf ihre Weise, zumindest wird im Gleichnis Jesu von gar keine Zwietracht zwischen den Schafen berichtet. Sie wissen sich zum Stall zugehörig, das ist ihnen allen sehr klar: wir gehören dazu! Sie lieben den Stall, das ist ihr Zuhause. Und wenn ein Schaf verloren geht, und der Hirte sich auf dessen Suche macht, warten sie geduldig und sind alle froh, wenn der gute Hirte nach einer gewissen Zeit das verlorene Schaf auf seinen Schultern trägt und es in den Stall zurück bringt. Dann umfassen sie das verletzte Schaf mit Mitgefühl und nehmen Rücksicht auf es. Bis es zu Kräften gekommen ist, laufen sie langsamer als sonst, damit das noch verletzte Schaf sich nicht überanstrengen muss. Das alles, meine lieben Schwestern und Brüder, ist kein Märchen, es ist ein Gleichnis Jesu, aus dem Wesensmerkmale der Kirche hervorgehen. Es war kein Zufall, dass Jesus das Gleichnis eines guten Hirten mit Schafen, die sich gut vertragen, als Bild für die Kirche genommen hat. Denn in diesem Bild kommt das Wesenselement der Liebe und der Zuneigung klar zum Vorschein. Und darum ging es dem Herrn beim Erzählen dieses Gleichnisses: dass wir nämlich begreifen, dass die Kirche ein Ort der Liebe ist. Der gute Hirte kennt jedes Schaf einzeln beim Namen, er führt sie hinaus zu üppigen Weiden, damit es ihnen gut gehe, die Schafe ihrerseits kennen die Stimme des Hirten und hören gerne auf ihn, einem Fremden aber folgen sie nicht. Ich kann mir vorstellen, dass es unserem Herrn, als er dieses Gleichnis erzählte und dabei an die künftige Kirche dachte, warm ums Herz war. Denn Jesus liebt die Kirche wie seinen Augapfel. Wie der hl. Paulus wörtlich sagt. „*Christus hat die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben*“ (Eph 5, 25).

Was fällt uns beim tieferen Zuschauen des Bildes noch auf? Mir fällt auf, dass zwei Elemente dort zusammenkommen, die offensichtlich von Grund auf aufeinander ausgerichtet sind und erst in dem Zusammenspiel miteinander Bestand haben. Das eine Element ist die Liebe des Guten Hirten zu jedem einzelnen Schaf. Das springt in die Augen. Jedes Schaf erfährt sich im Stall als vom Guten Hirten geliebt. Das ist für das seelische Wohlergehen eines jeden Schafes ausschlaggebend. Sich geliebt wissen, tut einem gut. In der Kirche fühlt sich der Gläubige von Gott, dem Guten Hirten, geliebt. Das ist das eine. Das andere Element ist, dass in der

Erfahrung dieser Liebe die Liebe mitschwingt, mit der jedes andere Schaf vom Guten Hirten ebenso geliebt wird. Das bringt mit sich, dass die einzelnen Schafe sich miteinander verbunden fühlen, nicht so sehr aufgrund von persönlichen Ähnlichkeiten, sondern weil jeder weiß, dass auch die anderen Schafe Empfänger der Liebe des Guten Hirten sind. Das ist das Gemeinsame, das sie haben: dass Gott sie alle liebt. Das ist das Bild unserer Kirche, wie Gott sie haben will. Die Kirche ist somit ein Zusammenschluss von Menschen, die sich zusammengehörig wissen, weil jeder weiß, dass Gott sie alle liebt. Ist das nicht etwas ganz Wunderbares? Ja, das ist es! Wir haben uns gerne, wie die Schafe des Gleichnisses, weil wir alle uns zum Stall des Guten Hirten zugehörig wissen. Wir spüren in den anderen, die zu Jesus Christus gehören, den gleichen „*Stallgeruch*“. Und das verbindet ungeheuer. Wir sind uns nicht fremd.

Wenn die Christen zur Feier der Hl. Messe zusammenkommen, dann sind sie nicht nur mit Gott verbunden, sondern auch miteinander. Und man soll nicht trennen, was Gott verbunden hat. Dass Gott uns miteinander verbunden hat, das ist ein Grundpfeiler unseres Glaubens. Wir gehören zusammen, weil Jesus Christus uns in seinen Stall, in die Kirche, zusammengerufen hat. Wenn es so ist, dann sind wir uns wirklich nicht fremd. Von den Urchristen erzählt die Apostelgeschichte, dass sie alle eine Gemeinschaft bildeten, dass sie häufig zusammenkamen, in ihren Häusern das Brot brachen und miteinander Mahl hielten in Freude und Einfachheit des Herzens. Dass das dem Herrn gefiel, zeigt, dass die Zahl derer, die zum Glauben fanden, täglich wuchs, und zwar beträchtlich. (vgl. Apg 2, 44-47). Ob wir vielleicht etwas mehr tun könnten, um die Gemeinsamkeit miteinander etwas tiefer zu erfahren? In manchen Orten der nördlichen Diaspora, so z. B. in Stockholm – das habe ich selber erlebt - bleiben viele Gläubigen, die aus Ortschaften kommen, wo sie vielleicht die einzige katholische Familie sind, Sonntags nach dem Hochamt lange zusammen bei einer Art „*Brunch*“ im Pfarrheim. Sie haben das Bedürfnis, den „*Stallgeruch*“ zu genießen, zu dem sie alle gehören, sie wollen sich mit Mitgläubigen austauschen, Gemeinschaft erleben. Wir müssen es nicht unbedingt in dieser Form machen. Doch in irgendeiner Form muss jeder die Erfahrung machen, dass Glaube tatsächlich verbindet, und dass wir uns keineswegs fremd sind.

Es ist eine Erfahrungstatsache, dass die Zahl der Gläubigen in unseren Breiten leider sinkt. Vor diesem Hintergrund müssten wir uns vielleicht doch einmal die Frage stellen, was wir persönlich wie auch evtl. als Familie tun könnten, damit unsere Kirche auch äußerlich immer mehr dem Bilde entspricht, das Jesus mit dem Gleichnis des Guten Hirten und der Schafen selber gezeichnet hat.